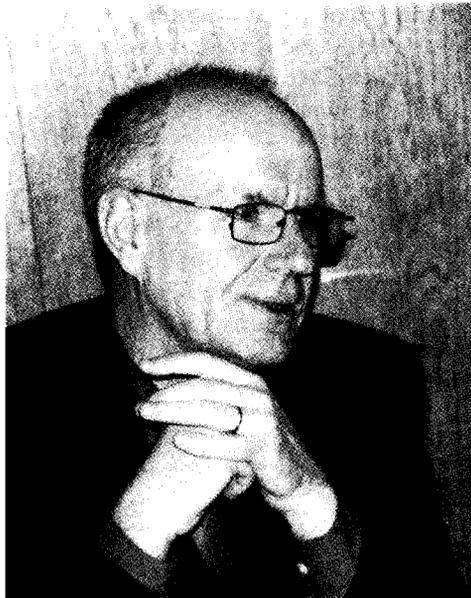


Georg Lämmlin / Stefan Scholpp  
(Hrsg.)

**Praktische Theologie  
der Gegenwart  
in Selbstdarstellungen**

A. Francke Verlag Tübingen und Basel



*Christian Möller*

Christian Möller

## **Auf den Grenzen**

**Wie sich mein Verständnis von Praktischer Theologie gebildet hat**

Von Paul Tillich<sup>1</sup> stammt der Satz, dass die Grenze der eigentlich fruchtbare Ort theologischer Erkenntnis sei. In der Tat, so ist es mir auch ergangen, dass sich auf den Grenzen, an die ich mit meinem Leben geriet, mein Verständnis von Praktischer Theologie gebildet hat.

### **1. Vom Schrecken der Geburt zur Erwählung der Taufe**

Kurz vor ihrem Tod erzählte mir meine Mutter, dass die Umstände meiner Geburt am 29. April 1940 gar nicht einfach für sie und auch für mich gewesen seien. Der Krieg hatte ja schon begonnen, mein Vater war in den Krieg eingezogen, meine Mutter hatte bereits drei Kinder, und die Großmutter soll angesichts der knappen werdenden Lebensmittel entsetzt gewesen sein, als sie erfuhr, dass noch ein viertes Kind unterwegs sei. Als dann aber bei meiner Taufe am Pfingstsonntag 1940 über mir ausgerufen wurde: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst ...“, da soll meine Großmutter vor mir Respekt bekommen haben, und auch meine Mutter habe sich über meine Existenz gefreut, weil sie verstand, dass ich durch die Taufe von Gott erwählt wurde. Das war Rechtfertigung des Lebens im Namen Jesu. Von da an ging's bergauf!

Lange habe ich von den Umständen meiner Geburt nichts gewusst und mich doch immer gewundert, warum mir die Taufe, zumal die Taufe von Kindern und Säuglingen, stets wichtig war

---

<sup>1</sup> *Paul Tillich, Auf der Grenze, München 1987.*

und ist. Später wurde die Taufe auch für mein Verständnis von Gemeindeaufbau zum Dreh- und Angelpunkt, weil eine Gemeinde für ihren Aufbau und ihr Wachstum von der Taufe her ein klares Zentrum und eine große Weite hat.<sup>2</sup> Im Licht der Taufe bekommt auch das ambivalente Phänomen einer distanzierten Kirchenmitgliedschaft eine Verheißung. Selbst Schleiermachers berühmter Satz, dass die Sache vielleicht dadurch zustande komme, dass man sie voraussetzte, erfährt im Blick auf die Taufe wohl seine stärkste Auslegung. Und dass es möglich sein kann, einen Menschen besser zu verstehen, als er sich selbst verstehen kann, wird mir wiederum im Licht der Taufe am einleuchtendsten. Eine spezielle Bekehrung nach pietistischer Art gab es für mich nicht mehr, hatte ich doch genug mit Luthers Anweisung zu tun, meinen alten Adam täglich neu im Wasser meiner Taufe zu ersäufen und zu Gottes Gnade umzukehren. Die Grenze zwischen dem alten Adam und dem neuen Menschen an Christi Seite zieht sich ständig durch mein Leben, ja mitten durch das menschliche Herz. Sie macht das Leben spannend, weil das Gefälle von der Geburt zum Tod noch einmal durchkreuzt wird von einem anderen Gefälle, das sich vom Getauftsein in Christi Tod zum ewigen Leben erstreckt (Rm 6).

## 2. Vom Kinder- zum Erwachsenenglauben

An die Grenze vom Kinder- zum Erwachsenenglauben wurde ich auf dem Weg vom Kinder- zum Erwachsenengottesdienst geführt. Es war ein Kindergottesdienst der ganz besonderen Art, wie es sie wohl nur nach dem Krieg in einer so ausgeprägten Art geben konnte: fünfhundert Kinder waren wir nicht selten, begleitet und betreut von fünfzig Helfern, die am Donnerstag zuvor für ihre Aufgabe zugertüstet wurden. Das Erfolgsgeheimnis dieses Kindergottesdienstes habe ich erst langsam durchschaut, dass es nämlich „richtiger“ Gottesdienst war, sodass wir Kinder auch den großen Worten des Glaubens wie Vergebung, Sünde, Gnade oder Erlösung

<sup>2</sup> Christian Möller, Aus der Taufe Gemeinde wachsen lassen, in: *ders.*, Gottesdienst als Gemeindeaufbau. Ein Werkstattbericht, Göttingen <sup>2</sup>1990, 148–173.

begegnen konnten, ohne dass daraus „pädagogisch Geschnetzeltes“ gemacht wurde. Das war spannend und spitzte die Ohren. Natürlich hatten wir auch mit den Helfern unsere altersspezifischen Gruppen, die aber nach etwa einer halben Stunde zu einer richtigen Predigt zusammengeführt wurden. Und dann ging's zur Sache! Diese Kindergottesdienste führten mich an die Grenze zum Erwachsenengottesdienst, der immer dann begann, wenn wir Kinder die Kirche verlassen hatten. Manchmal blieb ich noch im Gottesdienst der „großen Leute“ und staunte nicht schlecht, wie klein diese „großen Leute“ wurden, wenn sie zum Abendmahl gingen und niederknieten, um Brot und Wein zu empfangen. Das stimmte mich nachdenklich und verschaffte mir einen sehr ehrfürchtigen Zugang zum Abendmahl, das ich freilich erst mit 14 Jahren bei der Konfirmation bekam. Schade, dass es damals noch nicht die Zulassung der Kinder zum Abendmahl gab! Als pubertierender Jüngling hatte ich den denkbar schlechtesten Zugang zum Abendmahl. Alles war mir peinlich. Bloß gut, dass es inzwischen auch evangelische Kinderkommunion gibt, und dass sie sich in immer mehr Gemeinden ausbreitet! Gut auch, dass es Kindergottesdienste und Familiengottesdienste gibt, in denen Kindern etwas zugetraut wird, sodass ihnen ein Zugang zum Heiligen eröffnet wird! Das geschieht in der Regel dort, wo Erwachsene sich nicht anmaßen, das Maß für das sogenannte „Kindgemäße“ zu kennen, sondern in der Anbetung und in der Ehrfurcht selber „wie Kinder werden“, um so mit Kindern elementar zu feiern. Der Unterschied zwischen dem Elementaren und Banalen erscheint zuweilen nur geringfügig und ist doch abgründig. Je weniger Erwachsene über die „Stufen des Glaubens“ Bescheid zu wissen meinen, desto näher können sie Kindern in der Ehrfurcht vor Gott kommen.<sup>3</sup>

## 3. Von Ost nach West – und zurück

Als 1949 die DDR gegründet wurde, bekamen Pfarrerskinder in der Schule zunehmend Schwierigkeiten, wenn sie den Pionier-

<sup>3</sup> Vgl. Christian Möller, Kinder und Erwachsene einander bereichern lassen, in: *ders.*, Gottesdienst als Gemeindeaufbau. Ein Werkstattbericht, Göttingen <sup>2</sup>1990, 174–183.

groß verweigerten und nicht mitsangen: „Mit uns geht die neue Zeit ...“ So schickten mich meine Eltern 1950 in ein von Bischof Otto Dibelius in Westberlin neu gegründetes Evangelisches Gymnasium. Dazu gehörten Schülerheime für Kinder aus der „Zone“, in denen wir jeweils zu zehnt in Schlafsälen untergebracht waren. Christoph Hein, auch Pfarrerssohn aus der DDR, hat in seinem neuen Roman „Von allem Anfang an“ die eigentümliche Atmosphäre dieser Westberliner Schülerheime geschildert, in denen er es nur kurze Zeit aushielt, während ich neun Jahre darin zu überleben hatte. Wenn die Schullerrien begannen, durfte ich für einige Wochen nach Hause zurückkehren. Ich weiß gar nicht mehr, wie häufig ich bei diesen Heimfahrten an der Grenze kontrolliert, festgehalten und verhört wurde. Dabei wurde mir immer klarer, dass ich es an der Ost-West-Grenze mit einem System zu tun habe, gegen das der einzelne nichts ausrichten kann. Die Losung, die an den Plakatwänden zu lesen war, hieß: „Die Partei hat immer recht.“ Je intensiver ich diese Herrschaft des Systems über den einzelnen zu durchschauen begann, desto tiefer prägte sich in mir ein Widerwille gegen alles Systemhafte, gegen alle Jahres- und Strukturpläne, gegen alle gesellschaftlichen oder auch theologischen Konstrukte aus, die das Ganze eines Landes, einer Landschaft oder einer Geschichte in den Griff zu nehmen versuchen. Dieser Argwohn hat sich so tief in mir ausgeprägt, dass ich auch gegenüber allen dogmatischen oder geschichtstheologischen Konstrukten wie etwa der „Theorie vom neuzeitlichen Christentum“ misstrauisch geworden bin. Dagegen hat sich in mir eine große Liebe zur Würde des Einzelnen und zur Unverrechenbarkeit des einzelnen Phänomens ausgebildet. Deshalb fand ich auch so leicht einen Zugang zu Sören Kierkegaard, der gegen die Gewalt des Systems, gegen die Herrschaft der Masse und die Dumpfheit des Publikums die Würde des Einzelnen so stark machte, dass er seine religiösen Schriften „jenem Einzelnen“ widmen konnte, den „ich meinen Leser zu nennen die Ehre habe“. Auch mein Verständnis von Praktischer Theologie kann ich mir ohne Sören Kierkegaard, seine Tagebücher, seine „Erbaulichen Reden“, seine „Unwissenschaftliche Nachschrift“, seine „Krankheit zum Tode“ oder seinem „Begriff Angst“ gar nicht mehr vorstellen.

Freilich, gegen das System des Kommunismus ein Bollwerk des Antikommunismus aufzubauen, wie es Adenauer in der Bundes-

republik und Otto Dibelius in der Westberliner Kirche taten, kann ebenso geistlos sein und den Einzelnen nur in Reih und Glied einer ähnlichen Gefolgschaft bringen. Das wurde mir deutlich, als Helmut Gollwitzer 1956 an die Freie Universität nach Berlin kam und von hier aus einen anderen Geist zu verbreiten begann, der mich als Schüler so sehr inspirierte, dass ich den Weg zum Theologiestudium fand, obwohl ich zunächst Bankdirektor werden wollte, wahrscheinlich deshalb, weil mein Taschengeld immer so knapp war und ich im Schülerheim bis zum Erbrechen Monopoly gespielt hatte. Bei Helmut Gollwitzer aber war der Geist des „aufrechten Ganges“<sup>4</sup>, die Leidenschaft für Gottes Sache in der Welt, die Freundschaft für Israel zu spüren, die Gollwitzer mit seinem Schüler Friedrich Wilhelm Marquardt und vielen anderen teilt.

In den Anfang meines Theologiestudiums an der Kirchlichen Hochschule in Berlin wirkte noch ein anderer hinein, der neue Visionen aus dem fernen Westen der USA an die Ost-West-Grenze nach Berlin mitbrachte: Ernst Lange, Berliner Jugendpfarrer. Er ließ es freilich nicht nur beim Widerspruch gegen Kirchenkampfideologie und Antikommunismus. Er setzte seine neuen Visionen auch praktisch um, indem er einen Berliner Bäckerladen in eine Ladenkirche umbaute. Zu dieser neuen Art von Kirche wallfahrte ich mit vielen anderen Studenten, weil sich hier die Kirche der Zukunft abzuzeichnen schien, eine Kirche, in der nicht mehr nostalgisch zu den heldenhaften Zeiten der Bekennenden Kirche zurückgeschaut, sondern auf die zeitgenössische Kirche und den Aufbruch in die neuen Lager geschaut wurde. Bei Ernst Lange wurden wir nicht angepredigt. Hier redete einer mit uns über unsere Probleme. Wenn ich aber heute noch einmal in Ernst Langes Predigten von einer „verbesserlichen Welt“<sup>5</sup> lese, fällt mir auf, wie stark seine Situationsanalysen sind und wie schwach die Rede von der „Verheißung“ bei ihm bleibt.

<sup>4</sup> Helmut Gollwitzer, *Krummes Holz – aufrechter Gang. Zur Frage nach dem Sinn des Lebens*, München <sup>4</sup>1971.

<sup>5</sup> Ernst Lange, *Die verbesserliche Welt*, Stuttgart 1968.

#### 4. Von Norden nach Süden – und zurück

Die eigentliche Überraschung zu Beginn meines Theologiestudiums war für mich die Erfahrung, dass es in Berlin nicht nur eine Ost-West-Grenze gibt, sondern auch eine Nord-Süd-Grenze, die mir vor allem in der Person des Württemberger Neutestamentlers Ernst Fuchs begegnete. Er sprach ein so ausgeprägtes, ja geradezu exotisches Schwäbisch, dass ich ihn zunächst kaum verstand und dennoch fasziniert war von soviel Witz, Charme und Geistesblitzen, wie sie von ihm ausgingen. Zu ihm strömten viele Studierende aus der DDR, zumal damals ja noch die Kirchliche Hochschule eine Ost- und eine West-Abteilung hatte. So erlebte ich Eberhard Jüngel und Christoph Demke, die bei Ernst Fuchs promovierten und im Ostberliner Sprachenkonvikt wohnten. Aus dem Rheinland kam Wolfgang Harnisch, aus Bremen Harald Weihnacht, aus Westfalen Gisela Kittel und viele andere. Vor allem nutzten viele Schwaben die Chance, für zwei oder drei Semester dem Tübinger Stift zu entkommen und nach Berlin zu gelangen: Robert Schuster, Gerd Schunack, Dieter Nestle, Jörg und Klaus Thierfelder und viele andere.

An dieser sprachlichen Nord-Süd-Grenze wurde mir deutlich, dass vieles von dem, was wir Norddeutschen im Griff unserer Begriffe zu haben meinen, uns von den Süddeutschen noch einmal entzogen werden kann. Die Dinge bekamen auf Schwäbisch nicht nur einen anderen Klang, sondern auch eine neue Erscheinung. Sie wurden konkreter und zeigten sich ursprünglicher. Hermeneutik blieb bei Ernst Fuchs keine formale Verstehenslehre, wie es weithin noch bei Rudolf Bultmann der Fall war. Hermeneutik wurde vielmehr eine „Sprachlehre des Glaubens“<sup>6</sup>, die inhaltlich an biblischen Texten eingeübt wird. Die Texte zu verstehen hieß, auf das zu hören, ja in das hinein sich verwickeln zu lassen, was sie uns zu verstehen geben. Nun bekamen die biblischen Texte den Charakter von Gabentischen, an die uns Ernst Fuchs führte. Vor allem waren es die Gleichnisse, die zu Sprachhandlungen, ja zu Sprachereignissen des Reiches Gottes wurden, in denen sich „Jesus als Wort und Tat“<sup>7</sup> sakramental zueignet. Auch das Johannes-

<sup>6</sup> Ernst Fuchs, *Hermeneutik*, Bad Cannstatt 1954.

<sup>7</sup> Ernst Fuchs, *Jesus – Wort und Tat*, Tübingen 1971.

Evangelium und die paulinischen Texte bekamen wir hier noch einmal anders zu Gesicht, als es Rudolf Bultmann in seinen begrifflichen Auslegungen zeigte.

Diese natürliche und elementare Weise, hermeneutisch Theologie zu treiben, war ungemein spannend und lehrreich. Dass Sprache Macht hat und von biblischen Texten Kraft ausgeht, war und ist geradezu die Pointe dieser neuen Art von Hermeneutik<sup>8</sup>, die sich auf die „Energie“ und sakramentale Dynamik des Wortes<sup>9</sup> konzentrierte. In der Tat ist die Predigt bei Ernst Fuchs immer schon mit im Blick, denn es ist die Pointe seiner Hermeneutik, dass aus biblischen Texten als historischen Phänomenen wieder Texte der Verkündigung werden: „Der Text ist ausgelegt, wenn Gott verkündigt wird!“<sup>10</sup> Die Folgerung dieser These lautet: „Also versuchen wir nur, uns selbst durch den Text anreden zu lassen und mit ihm dorthin zu gehen, wo er uns haben will.“ Also muss Erfahrung, zumal alltägliche Erfahrung, im Umgang mit biblischen Texten immer mit ins Spiel kommen, und das machte diese Art von Hermeneutik, die im Zeichen von „Glaube und Erfahrung“<sup>11</sup> steht, für uns Studienanfänger so spannend.

Ich kann mir seitdem keine Theologie von Rang, auch keine Praktische Theologie von Bedeutung mehr vorstellen, die an der Kraft der biblischen Texte vorbeigeht und im Gespräch mit diesen Texten Erfahrungen mit der Erfahrung zu machen sucht. Deshalb wird ja auch die Machtfrage bei Manfred Josuttis erst dort richtig spannend, wo er den Dialog mit den Petrus-Texten des Neuen Testaments<sup>12</sup> sucht oder „die Gemeinde der Heiligen“<sup>13</sup> im Gespräch mit dem Epheserbrief anschaulich macht. Dagegen finde ich es bezeichnend, dass in dem „Grundriß der praktischen Theologie“ von Dietrich Rössler der Dialog mit biblischen Texten fast

<sup>8</sup> James M. Robinson u.a. (Hgg.), *Die neue Hermeneutik*, Zürich 1965.

<sup>9</sup> Martin Nicol, *Precaching from Within. Homiletische Positionenlichter aus Nordamerika*, in: PTh 86, 1997, 295–309, 298, Anm. 20.

<sup>10</sup> Ernst Fuchs, *Das Neue Testament und das hermeneutische Problem*, in: James M. Robinson (Hg.), *Hermeneutik*, 182.

<sup>11</sup> Ernst Fuchs, *Glaube und Erfahrung. Zum christologischen Problem im Neuen Testament*, Tübingen 1965.

<sup>12</sup> Manfred Josuttis, *Petrus, die Kirche und die verdammte Macht*, Stuttgart 1993.

<sup>13</sup> Manfred Josuttis, *„Unsere Volkskirche“ und die Gemeinde der Heiligen. Erinnerungen an die Zukunft der Kirche*, Gütersloh 1997.

vollständig ausfällt, weil in einer „Theorie des neuzeitlichen Christentums“ die biblischen Texte und das Gespräch mit ihnen offenbar keinen Platz mehr haben. Das gibt dieser „Theorie“ die eigentümliche Atmosphäre einer buchhalterischen „Bestandsaufnahme des neuzeitlichen Christentums“<sup>14</sup>, während eine reformatorische Theologie aus der immer wieder neuen Begegnung mit den biblischen Texten ihre ursprüngliche Frische erhält. Ist für solche Begegnung kein Platz mehr, dann werden Begriffe wie „Kommunikation“ oder „Kirche“ oder „Sinn“ oder „Verheißung“ usw. formalisiert und beliebig verwendbar, weil ja der kritische Maßstab der biblischen Texte wegfällt.

Als ich zur Fortsetzung meines Studiums nach Zürich ging, geriet ich gleichsam an das andere Ende der Nord-Süd-Grenze. Karl Barth, den wir als Emeritus in Basel noch auf dem Bruderholz im Hinterzimmer eines Gasthauses bei einer Sozietät aufsuchten, witterte in uns Zürcher Gästen offene oder versteckte Hermeneutiker und begrüßte uns deshalb auf seine immer noch kampfeslustige Weise: „Da kommen ja die Zürcher Bultmann-Leichen!“ Das brachte uns in Harnisch, und darauf hatte er es abgesehen. Mit seinen eigenen Schülern konnte er ja kaum Streit bekommen, weil die ihm nur systemimmanente Fragen stellten, die es mit scheinbaren Widersprüchen im System der „Kirchlichen Dogmatik“ zu tun hatten. Dagegen versuchten wir, das ganze System hermeneutisch im Licht der biblischen Texte in Frage zu stellen, was wir natürlich nicht schafften. Karl Barth hatte seit seiner Auslegung des Römerbriefs einen durchaus lebendigen Umgang mit biblischen Texten und konnte sie oft so überraschend ins Spiel bringen, dass wir mit unserer Kritik bald verstummt und aufmerksam zuhörten. Im Ohr blieb mir Karl Barths alemannischer Tonfall, den ich später in Marburg mit Rudolf Bultmanns oldenburgischer Stimme verglich. Ich begann zu ahnen, wie schwer es für beide gewesen sein muss, sich über die Abgründe der Nord-Süd-Grenze hinweg wirklich zu verstehen. Das zeigte sich schon sehr früh, als Karl Barth sich weigerte, nach Marburg zu kommen und sich dort von Bultmann und seinen Schülern auf seine Begriffe hin abklopfen zu lassen. Norddeutsche Redlichkeit und alemannische Heiter-

<sup>14</sup> Joachim Scharfenberg, Bestandsaufnahme des neuzeitlichen Christentums; in: ThLZ 112, 1987, 242–251.

keit können leicht aneinander vorbeireden. Das Problem der Stimme geht tiefer, als ich es zunächst ahnen konnte. Stimme hat es mit Stimmung und Bestimmung zu tun, aber auch damit, ob eine Sache „stimmig“ ist.<sup>15</sup> Das wurde mir erst später richtig deutlich, als ich den Zusammenhang von Musik und Sprache bedachte.<sup>16</sup>

## 5. „Gott ist im Himmel und der Mensch auf der Erde“

Bei Gerhard Ebeling in Zürich geriet ich an eine Grenze von ganz anderer Art, wie sie dem Menschen um seiner Selbstbegrenzung willen heilsam und notwendig ist: die Grenze zwischen Gott und Mensch. Sie steht ja niemals ein- für allemal fest und muss deshalb durch ein Unterscheiden zwischen Gott und Mensch immer wieder neu befestigt werden, damit Gott die Ehre gegeben wird und auf Erden Frieden einkehrt. Beim Einüben in diese Unterscheidung führte mich Gerhard Ebeling auf ganz elementare Weise in die Schule Martin Luthers ein, indem er zeigte, wie alle reformatorischen Unterscheidungen aus der Bemühung um die eine Unterscheidung zwischen Gott und Mensch fließen. Ob zwischen Gesetz und Evangelium, zwischen Glaube und Werken, zwischen Geist und Buchstabe, zwischen Amtsperson und Privatperson, zwischen dem Reich zur Linken und dem Reich zur Rechten unterschieden wird, stets geht es um die eine Frage, wie Gott und Mensch gnädig unterschieden und so aufeinander bezogen bleiben können.<sup>17</sup> So wurde mir deutlich, dass es bei Luthers Unterscheidung nicht um irgendwelche scholastischen Distinktionen geht, die man wie Griechisch- oder Hebräisch-Vokabeln erlernen kann, sondern dass es um ein ganz elementares Unterscheiden geht, das im Kampf und in der Auseinandersetzung mit dem Urfeind aller Unterscheidung erlernt sein will, welchen die Bibel nicht umsonst den „Durcheinanderbringer“ nennt. Wer in seiner theologischen Arbeit dieses Urfeindes aller Unterscheidung nicht ansichtig wird und deshalb

<sup>15</sup> Christian Möller, „Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet ...“ Predigt als Stimme der Gemeinde, in: D1PFB1 89, 1989, 255–260.

<sup>16</sup> Christian Möller, Singen angesichts des Todes, Liturgische Blätter, Nr. 60, 1995, 21–42.

<sup>17</sup> Gerhard Ebeling, Luther. Eine Einführung in sein Denken, Tübingen 1964.

auch von einer tiefen Anfechtung durch diesen Gegner nichts weiß, den nennt Luther einen „spekulativen Theologen“.

Dagegen geht es dem Reformator um eine „*theologia practica*“, die nicht bloß durch Lesen, Verstehen und Spekulieren, sondern durch Leben, Sterben und Anfechtung hindurch erlernt wird. Hier begegnete ich zum ersten Mal dem Begriff „Praktische Theologie“ in einem qualifizierten Sinn. Seitdem fällt es mir schwer, in der Disziplinaufteilung der Theologie mehr als bloß eine sehr vorläufige Arbeitsteilung eines größeren Ganzen zu sehen, welches „*theologia practica*“ heißt. Dabei gehören Schrift und Erfahrung für Luther immer zusammen, weil Schriftauslegung in derjenigen Erfahrungsdimension getrieben werden muss, in der ein Wort der Heiligen Schrift zum Freispruch für das mich anfechtende Leben wird.<sup>18</sup> Luther baut (nicht nur gegenüber Erasmus) auf die *claritas clarificans* der Heiligen Schrift, weil er von dieser klarmachenden Klarheit und der damit verbundenen Selbstausslegung der Heiligen Schrift das eigentlich Praktische für Theologie und Kirche erwartet. An der Art, wie Ingo Baldermann<sup>19</sup> dazu anleitet, dass Kinder sich mit ihrem Weinen und ihrer Freude in den Psalmen oder in den evangelischen Wundergeschichten wiederfinden können, sehe ich ein hervorragendes Beispiel dafür, wie praktische Theologie heute aussehen kann, wenn sie bei Luthers „*theologia practica*“ in die Schule geht.

## 6. „Von der Predigt zum Text“

Von den hermeneutischen Erfahrungen her, die ich mit Martin Luther, Karl Barth, Gerhard Ebeling und vor allem mit Ernst Fuchs gemacht hatte, lag es nahe, dass nun auch die Grenze zwischen den theologischen Disziplinen für meine theologische Forschung ein fruchtbarer Ort der Erkenntnis wurde. Das zeigte sich schon in der auf der Grenze zwischen neutestamentlicher und praktisch-theologischer Disziplin geschriebenen hermeneutischen Dissertation, die von Ernst Fuchs und Alfred Niebergall in Marburg beglei-

<sup>18</sup> Vgl. z.B. WA.TR I, 147, 3–14.

<sup>19</sup> Ingo Baldermann, *Wer hört mein Weinen? Kinder entdecken sich selbst in den Psalmen*, Neukirchen 1986; *ders.*: Einführung in die biblische Didaktik, Darmstadt 1996.

tet wurde: „Von der Predigt zum Text.“<sup>20</sup> Es ging mir um den Vorsprung der Mündlichkeit vor der Schriftlichkeit, wie sie mir an Luthers berühmtem Satz aufgegangen war, dass das Evangelium ein „mündlich Geschrei“ sei und es ein Gebrechen darstelle, dass es in Büchern hat aufgeschrieben werden müssen. Wie kann dieser Vorsprung der Mündlichkeit vor der Schriftlichkeit sowohl hermeneutisch wie homiletisch zur Geltung gebracht werden? Mein Blick fiel auf den Safenwiler Pfarrer Karl Barth, der von seiner Predigtpraxis im Dorfpfarramt her zu einer neuen Entdeckerfreude an den biblischen Texten bewegt worden war, was sich dann in seinem „Römerbrief“ niederschlug. Diese hermeneutische Bewegung versuchte ich in der Analyse weiterer Predigten von Karl Barth, Rudolf Bultmann und Friedrich Gogarten fruchtbar zu machen, um jeweils den Sprachgewinn aufzuzeigen, der im Nachzeichnen der einzelnen Predigten deutlich wurde und einem neuen Verstehen der biblischen Texte zugute kommt.

Auf der Grenze von Poimenik, Homiletik und Gemeindeaufbau ist auch mein Buch „Seelsorglich predigen“<sup>21</sup> entstanden, worin ich deutlich machen möchte, wie seelsorglich eine Predigt sein kann, die es versteht, in die Verborgenheit eines Menschen hineinzusprechen und dabei auf verschwiegene Weise an seelsorgliche Gespräche unter der Woche anzuknüpfen. Die wichtigste Voraussetzung für eine seelsorgliche Predigt ist wohl das Zutrauen des Predigers zur Sprachkraft des Evangeliums, das in der Kraft des Heiligen Geistes die Seele von Menschen zu erreichen vermag. Dass es heute leider so wenige Predigten gibt, die noch die Seele der Menschen berühren, hängt wohl vor allem damit zusammen, dass uns der Zusammenhang von Singen und Sagen weithin verloren gegangen ist, wie er für Luthers Sprache konstitutiv ist. Eine Sprache, in der nichts mehr klingt und singt, kann auch keine Seele mehr berühren. Eine Kirche des Wortes, welche den Zusammenhang von Singen und Sagen verloren hat, verkommt zwangsläufig zu einer Wörter-Kirche, in der viele Statements, Meinungen

<sup>20</sup> Christian Möller, *Von der Predigt zum Text. Hermeneutische Vorgaben der Predigt zur Auslegung von biblischen Texten*. Erarbeitet und dargestellt an der Analyse von Predigten Karl Barths, Friedrich Gogartens und Rudolf Bultmanns, München 1970.

<sup>21</sup> Christian Möller, *Seelsorglich predigen. Die parakletische Dimension von Predigt, Seelsorge und Gemeinde*, Göttingen 1990.

und Appelle geäußert werden, ohne dass die Seele der Menschen noch berührt wird. Deshalb ist mir auch das Gespräch mit der Mainzer Hymnologin Christa Reich und die Herausgabe ihrer Aufsätze zum Thema „Evangelium – klingendes Wort“<sup>22</sup> so wichtig geworden, weil hier der Zusammenhang von Singen und Sagen neu entdeckt und Hymnologie als interdisziplinäre Wissenschaft betrieben wird. Das Hymnologische Arbeitsbuch, das ich gemeinsam mit Peter Bubmann, Ansgar Franz, Jürgen Henkys, Franz Karl Prassl, Martin Rössler, Holger Müller, Heinrich Riehm und Ulrich Wüstenberg erarbeitet habe, will diese neu aufblühende Wissenschaft unterstützen, indem es so etwas wie eine „Kirchengeschichte des Singens“ dokumentiert und Einführung gibt in die maßgeblichen Quellen zu „Kirchenlied und Gesangbuch“<sup>23</sup>.

## 7. Von der Theologie zur Gemeinde

Um die soeben genannten Bücher schreiben und herausgeben zu können, musste ich zunächst freilich eine Grenze überschreiten, die mich von der Theologie in die Gemeinde führte, und zwar zunächst in die Vikariatsgemeinde Rauschenberg bei Marburg und später in die Kirchengemeinde Wolfhagen bei Kassel, zu der noch der Filialort Bründersden gehörte. Es waren Kirchengemeinden der Kurhessischen Landeskirche, um deren Aufnahme und Ordination ich bat, da ich in die Görlitzer Kirche ja nicht mehr zurückkehren konnte. Dass dieser Weg in die Gemeinde auf keinen Fall von der erlernten Theologie wegführen darf, sondern genau genommen ein Weg auf der Grenze von Hochschultheologie und Gemeindeftheologie ist, ging mir sehr bald auf. Ich entdeckte auch diese Grenze als einen sehr fruchtbaren Ort theologischer Erkenntnis, die mein Verständnis von praktischer Theologie prägen sollte. Einerseits darf und kann ich nicht die theologischen Einsichten vergessen oder vernachlässigen, die mir im Theologiestudium wichtig geworden sind; andererseits gilt es aber, diese Einsichten ins

<sup>22</sup> Christa Reich, *Evangelium: klingendes Wort. Zur theologischen Bedeutung des Singens*. Stuttgart 1997.

<sup>23</sup> Christian Möller u.a. (Hgg.), *Kirchenlied und Gesangbuch. Quellen zu ihrer Geschichte*. [Mainzer Hymnologische Studien Bd. 1], 2000.

Gespräch mit einer anderen Art von Theologie zu bringen, wie sie in der Gemeinde implizit und zuweilen sehr verborgen, manchmal aber auch in einer sehr deutlichen und klaren Art als Gemeindeftheologie hervortreten kann.

Für mich war z.B. der Totengräber des Dorfes ein wichtiger Gesprächspartner der Gemeindeftheologie. Eines Tages erzählte er mir ganz stolz, dass er die Gräber noch mit Schaufel und Spaten aushebe, und nicht, wie in der Großstadt, mit einer Maschine. Aber wenn er dann ganz unten im Grab drinstehe, frage er sich oft, warum er eigentlich aus den Gräbern wieder aufstehen und herauskommen solle. Und dann fügte er, dessen Vater sich schon vor Jahren an der Friedhofseiche aufgehängt hatte, und der selber ein schwermütiger Mann war, wörtlich noch hinzu: „Herr Pfarrer, Sie müssen öfters in Ihrer Predigt Gründe dafür nennen, warum es lohnt, aus den Gräbern wieder aufzustehen.“ Das wurde dann über viele Monate und Jahre hinweg meine homiletische Frage bei der Vorbereitung der Predigt: Hast du auch einen Grund dafür genannt, dass Menschen, die sich ihr Grab geschaufelt haben, dennoch wieder Mut finden können, aufzustehen und herauszukommen, weil sie im Evangelium so etwas wie Mut zum Sein entdeckt haben? Dass Trost in einem ganz elementaren Sinn die wichtigste Qualität des Evangeliums ist, ging mir in solchen Zusammenhängen der Begegnung zwischen Hochschul- und Gemeindeftheologie auf, und ich kann mir bis heute nichts Schlimmeres vorstellen als eine trostlose Theologie und eine Kirche, die nicht bei Trost ist.

Dass der Trost des Evangeliums freilich auch eine scharfe, kritische Seite haben muss, ging mir auf, als Eltern ihr Kind zur Taufe anmeldeten und der stolze Vater im Taufgespräch mir beredt vorschwärmte, was er für seine Tochter alles schon geplant habe: nicht bloß den Kindergarten und die Schule, sondern auch das Studienziel habe er schon einmal in Blick genommen, und er wisse auch, wie er sie unterstützen könne, dass sie einmal ähnlich erfolgreich werde wie er. Angesichts so viel gut gemeinter Vereinnahmung eines Kindes durchfuhr mich plötzlich der Zorn, und ich warnte diesen Vater, sein Kind taufen zu lassen, bekomme er doch durch die Taufe Konkurrenz von einem größeren himmlischen Vater, der für seine Tochter möglicherweise schon ganz andere Pläne habe. Nun müsse er aber in der Taufe versprechen, dieses

Kind dem himmlischen Vater zu übereignen, und das durchkreuze ja alle seine gut gemeinten Pläne. Der eben noch so redselige Vater verstummte, während jetzt seine Frau das Wort nahm und umso heftiger für ihre Tochter die Taufe beehrte. In der Durchführung der Taufhandlung wurde dann ein mir bisher völlig nebensächlich erscheinender Teil ganz wichtig, dass nämlich die Eltern ihr Kind an die Paten abzugeben haben, die es über die Taufe heben und Gott übereignen, während dann erst die Eltern ihr Kind als Leihgabe Gottes zurück bekommen.

## 8. Endliches – Unendliches; oder: die Freiheit des Geistes

1972 wurde ich an die Kirchliche Hochschule Wuppertal als Nachfolger von Rudolf Bohren berufen. Ich geriet in eine völlig andere Welt, in die Welt des Bergischen Pietismus und der Barmer Theologischen Erklärung, in die Welt von Johannes Rau und Pina Bausch, von Else Lasker-Schüler und Horst Tappert, von Schwebebahn und Fußballbegeisterung<sup>24</sup>, in die Welt von 250 Freikirchen und Sekten und einer presbyterial-synodal verfassten Landeskirche.

Die Grenze, auf die ich in dieser Bergischen Welt geriet und die mir zu einem fruchtbaren Ort der Erkenntnis wurde, war die lutherisch-reformierte Grenze, an die ich zunächst in theologischen Diskussionen innerhalb der Hochschule und dann immer deutlicher in den Gemeinden stieß. Eigentlich war mir von Haus aus eingeprägt worden: „Du bist ein Sohn der preußischen Union!“ Aber das reichte in Wuppertal nicht ganz aus, denn hier wollte man's noch ein bisschen genauer wissen, zu welcher Seite der Union einer denn gehöre, zu der eher reformiert oder der eher lutherisch geprägten Seite. Und als ich erzählte, dass wir in Schlessien beim Abendmahl Brot und Wein kniend empfangen hätten, war ich eingeordnet. Nach meiner Wahrnehmung hatten die Gemeinden, die konfessionell bewusst entweder mit dem Heidelberger oder mit Luthers Katechismus lebten, das klarere Profil und die größere innere Lebendigkeit als jene Gemeinden, die auf einen

<sup>24</sup> Als spätere Frucht dieser Fußballbegeisterung entstand das mit *Hans-Georg Ulrichs* gemeinsam herausgegebene Büchlein *Christian Möller, „Fußball und Kirche – wunderliche Wechselwirkungen“*, Göttingen 1997.

vorhandenen Unionskatechismus gar nicht erst rekurrirten, sondern sich sonst irgendwie durchwurstelten, während bei ihnen die Kerzen und das Kruzifix auf dem Altar verschwanden und die Liturgie gestrafft wurde, wenn die reformiert geprägten Gemeindeglieder die Oberhand gewonnen hatten. Das hatte dann freilich zur Folge, dass die lutherisch Gesonnenen alsbald auswanderten und in die katholischen Nachbarkirchen zum Gottesdienst gingen. Umgekehrt konnte es freilich ebenso passieren, dass die reformiert Geprägten sich lutherisch vereinnahmt fühlten und zu einer freien Gemeinde auswanderten. Ob das Endliche des Unendlichen mächtig sei oder nicht, und ob die Freiheit des Geistes gegenüber allen menschlichen Vereinnahmungen gewahrt bleiben müsse oder ob der Geist Christi sich aus der Freiheit der Liebe heraus eingebunden habe in Wort und Sakrament – dieser Gegensatz ging mir mit seinen praktischen Auswirkungen und menschlichen Prägungen erst in Wuppertal in seiner ganzen Schärfe auf. Seitdem erscheint mir dieser Gegensatz theologisch als unüberbrückbar und die Union eine gut gemeinte Illusion, trotz Barmer Theologischer Erklärung, die in Notzeit entstanden ist und darin ihre eigene Wahrheit hat: „Not hat ihr eigen Gebot.“ Mich überzeugt eher die ökumenische Devise von der versöhnten Verschiedenheit, die mich in Wuppertal dazu gebracht hat, das theologische Gespräch und die Freundschaft von Reformierten wie Helmut Tacke und Jürgen Fangmeier zu suchen oder mich von der Liebenswürdigkeit eines Calvinisten wie Hans Scholl inspirieren zu lassen.

Für meine praktisch-theologische Arbeit am Thema „Gemeindeaufbau“ hatte dieses Leben auf der lutherisch-reformierten Grenze die Erkenntnis zur Folge, dass mir die unglaubliche Freiheit aufging, die in dem sogenannten „ekklesiologischen Minimalismus“ von CA 7 enthalten ist.<sup>25</sup> Freilich hat diese Freiheit an dem Verwerfungssatz der dritten Barmer These ihre unbedingte Grenze, wenn sie nicht dem Wahn verfallen soll, als wären Gestalt und Ordnung der Kirche beliebig und könne sich der Herrschaft der jeweils gän-

<sup>25</sup> *Christian Möller, Wovon die Kirche lebt. Gewißheit – Gemeinschaft – Lehre – Sakrament (Apg. 2,42 und CA 7)*, Göttingen 1980; *ders., Lehre vom Gemeindeaufbau*, Bd. 1 und 2, Göttingen 1987 u. 1990; *ders., „Wenn der Herr nicht das Haus baut.“ Briefe an Kirchenälteste zum Gemeindeaufbau*, Göttingen 1997.

gigen Ideologie anpassen.<sup>26</sup> 1934 war dieser Verwerfungssatz gegen die missionarischen Gemeindeaufbaubestrebungen der Deutschen Christen gerichtet. Seine Gültigkeit ist heute fast noch größer, wenn man die neuen Bestrebungen verfolgt, die Kirche möglichst marktförmig auf dem Markt der Sinnanbieter zu platzieren. Natürlich behält jener Verwerfungssatz auch für die Praktische Theologie seine Gültigkeit, wenn es gilt, bei der Integration anderer Methoden die Geister zu prüfen, die dabei stets mit integriert werden. Die heute wohl gängigste Irrlehre besteht darin, dass wir schon wüssten, was das Evangelium sei; es komme nur noch darauf an, es richtig zu verpacken, anzuwenden und an den Mann oder die Frau zu bringen. Diese Irrlehre kann sich missionarisch, volkskirchlich oder sonst wie tarnen. Es bleibt allemal eine Irrlehre.

### 9. Heidelberg, Karlstraße 16

Mit der Berufung nach Heidelberg im Jahr 1988 kam ich in eine faszinierende Universitätsstadt, deren Schönheit bereits Hölderlin gepriesen hat: „Lange lieb ich dich schon ... / Du der Vaterlandsstädte / Ländlichschönste, so viel ich sah.“ Hier ein Arbeitszimmer mit Ausblick zum Heidelberger Schloss beziehen zu dürfen, ist schon ein besonderes Privileg. Der historische Ursprung des „Praktisch-Theologischen Seminars“ in Heidelberg lag in dem Unwillen der badischen Gemeinden über die kirchliche Nutzlosigkeit einer abstrakten Heidelberger Theologie. Sollten die Gemeinden nicht zur Selbsthilfe greifen und Gemeindebibelschulen gründen, musste die badische Regierung mit der Kirchenleitung im 19. Jahrhundert rasch handeln und eine praktisch-theologische Ausbildungsstätte zur Ergänzung der wissenschaftlichen Theologie errichten. So stehen sich noch heute Wissenschaftlich-Theologisches und Praktisch-Theologisches Seminar gegenüber, und die Karlstraße liegt zwischen beiden. Als Grenze stellt sie wiederum einen fruchtbaren Ort theologischer Erkenntnis dar.

<sup>26</sup> „Wir verwerfen die falsche Lehre, als dürfe die Kirche die Gestalt ihrer Botschaft und ihrer Ordnung ihrem Belieben oder dem Wechsel der jeweils herrschenden weltanschaulichen und politischen Überzeugungen überlassen.“ (Verwerfungssatz der 3. These der Theologischen Erklärung der Bekenntnissynode von Barmen 1934).

Natürlich könnte so eine Grenze auch zum Anlass gegenseitiger Abgrenzung werden, was aber, so weit ich sehen kann, in Heidelberg nie geschehen ist. Näherliegender ist die Versuchung zu irgendeiner Spielart praktisch-theologischer Apologetik, und sei es mit der Aschenbrödel-Koketterie oder gar mit Hilfe eines praktisch-theologischen Systems, das vor Wissenschaftlichkeit nur so strotzt, aber dennoch eher abschottend wirkt und die Rede von einer unpraktischen Praktischen Theologie wieder belebt. Die Chance der Praktischen Theologie besteht doch darin, dass sie mit den und für die Studierenden die auseinander driftenden und kaum mehr überschaubaren Teile der Theologie auf dem Weg vom Text zur Predigt oder im Gespräch zwischen Psychotherapie und Seelsorge oder in der Analyse von Gemeindemodellen oder in der Erarbeitung einer Katechese produktiv zusammenfügt. Immer wieder erfahre ich, und anderen Kollegen dürfte es ähnlich ergehen, wie beglückend es für Studierende ist, wenn sie auf dem Weg zu ihrer ersten Predigt durch homiletische Anleitung und Begleitung die Erfahrung machen, dass sich eine bisher als Torso erlebte Theologie konstruktiv zu einem Ganzen zusammenfügt. Spannend kann es auch sein, die Kirchengeschichte einmal praktisch-theologisch unter dem Blickwinkel des Gemeindeaufbaus, der Seelsorge<sup>27</sup> oder des Singens zu entdecken. Und wenn ein Alttestamentler mit dem praktischen Theologen die hermeneutisch-homiletische Frage erörtert, wie alttestamentliche Texte im christlichen Gottesdienst gepredigt werden können, ist das für Lehrende wie Lernende ein theologischer Gewinn.

Und doch kommt in diesen und ähnlichen Beispielen noch nicht das Ganze in den Blick, auf das es in der Praktischen Theologie ankommt. Es kam für mich eher in den praktisch-theologischen Ferienseminaren in den Blick, die ich zusammen mit Dieter Nestle sieben Jahre lang jeweils vier Tage Anfang September in Heidelberg mit bis zu achtzig Teilnehmern durchgeführt habe. Auch hier war Interdisziplinarität mit Kollegen aus ganz verschiedenen Universitäten gegeben. Entscheidend war der Wechsel von Feiern, Beten und Arbeiten, von Essen, Singen und Diskutieren. Dieser Wechsel erwies sich als belebend sowohl für die Teilnehmer wie die verschiedenen Teile des Ferienseminars.

<sup>27</sup> Christian Möller, *Geschichte der Seelsorge in Einzelportraits*, Göttingen 1994–1996.

Diese Erfahrung ermutigte mich, ein *studium spirituale* zu erproben, das Raum eröffnen soll für die Doppelstruktur von theologischer Reflexion und geistlicher Eintübung. Schon länger bot ich im Anschluss an das homiletische Seminar ein abendliches Taizé-Gebet in der nahegelegenen spätgotischen Marktkirche an, woran sich dann wiederum ein gemeinsames Abendessen beim „Griechen“ anschloss. Und dieser Dreiklang von Denken, Beten und Essen hat sich als fruchtbar erwiesen. Inzwischen hat sich dieser Dreiklang auch bei der Vorlesung zum Gebet eingestellt, das erst mit einem liturgischen Morgengebet beginnt, sich dann mit einem gemeinsamen Frühstück in der angrenzenden Mensa anschließt, um schließlich in die Vorlesung einzumünden. Selbstverständlich ist alles freiwillig und jede Nötigung wird vermieden. Die Studierenden können sich die Elemente des *studium spirituale* aussuchen, die jetzt für ihre theologische und geistliche Existenz wichtig sind. Entscheidend ist, dass die Möglichkeit gegeben wird, theologisch Erkanntes geistlich miteinander einzuüben oder geistliche Erfahrungen theologisch miteinander zu reflektieren. Und das heißt praktisch, gegenüber einer historisch-kritischen Erforschung biblischer Texte auch für deren gegenwärtige Qualität einzutreten und davon in der Praktischen Theologie Gebrauch zu machen. Das heißt aber auch, neben den Systemen der systematischen Theologie für die Offenheit und Gebrochenheit des Lebens und die Anfechtung des Glaubens einzutreten und diese Fragmentarität praktisch-theologisch einzuüben.<sup>28</sup>

Für die zweite Ausbildungsphase in der Zeit des Vikariats erweist sich die beschriebene Umkehrung als noch wichtiger, kommt es doch hier darauf an, dass kognitiv ausgebildete Theologen zu Geistlichen werden, die sensibel für die Spiritualität der Gemeinde und selber für spirituelle Erfahrung offen sind. Natürlich ist es umso besser, wenn dieser Prozess schon in der ersten Ausbildungsphase eingesetzt hat. Problematisch wird es jedoch, wenn so ein Prozess nicht einmal in der zweiten Ausbildungsphase ansatzweise in Gang kommt. Dass sich die Praktischen Theologen der Universität in Heidelberg sowohl an der ersten wie der zweiten Ausbildungsphase an diesem Prozess beteiligen dürfen, sehe ich als eine

<sup>28</sup> Vgl. Henning Luther, *Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts*. Stuttgart 1992.

Chance an, die wiederum dem 19. Jahrhundert zu verdanken ist. Damit ist eine Grenze als Ort fruchtbarer Erkenntnis entstanden, die in Heidelberg sichtbar durch den Neckar markiert ist, über den es jeweils zu schreiten gilt, um von der ersten Ausbildungsphase in der Universität zur zweiten Ausbildungsphase im Peterstift zu gelangen. Hier bringen Vikare ihre ersten frischen Erfahrungen aus den Gemeinden mit, um sie praktisch-theologischer Reflexion auszusetzen und Praktische Theologie zugleich herauszufordern, sich ihren Erfahrungen zu stellen. Natürlich bringt das auch Korrekturen für die erste Ausbildungsphase mit sich.

## 10. Der Frühling des Alters

Schließlich habe ich im vergangenen Jahr mit dem 60. Geburtstag eine Grenze überschritten, auf der ich schon aus biologischen Gründen nicht bleiben kann. Und doch wurden bei diesem Übergang Wünsche an das Leben wach, auch an das Werden meiner Praktischen Theologie, die ich zum Schluss noch äußern möchte: Erstens, dass es mir gelingen möge, meine Vision einer seelsorglichen Kirche aufzuschreiben, die zu trösten versteht, weil sie selbst bei Trost ist.<sup>29</sup> Zweitens, dass ich aktiv und passiv teilhaben darf an der Wiederentdeckung des mündlichen Wortes, das dazu Vollmacht gibt, endlich wieder frei zu predigen, ohne in Geschwätz zu verfallen und ohne von Manuskripten gebannt zu sein. Drittens, dass ich die dänische Sprache erlerne, um Kierkegaard im Original lesen zu können und nicht der allzu deutschtümelnden Übersetzung von Emmanuel Hirsch oder einer anderen Übersetzung verhaftet zu bleiben. Viertens, dass ich noch viel Piano lerne, um in eine Jazzband hineinzukommen, die mich eine Nacht lang auf dem Mississippi Dixieland mitspielen lässt. Fünftens, dass ich bei einer Fußballkonferenzschaltung am Samstag Nachmittag auf dem Bökelberg das Spiel von Borussia Mönchengladbach gegen Bayern München reportieren darf und die Borussia am Ende 3:2 gewinnen.

<sup>29</sup> Was für eine schöne Geburtstagsgabe, wenn Kollegen ihre Bausteine zur Verwirklichung dieser Vision schon beitragen: *Manfred Josuttis/Heinz Schmidt/Stefan Scholpp* (Hgg.), *Auf dem Weg zu einer seelsorglichen Kirche. Theologische Bausteine*. FS Christian Möller, Göttingen 2000.